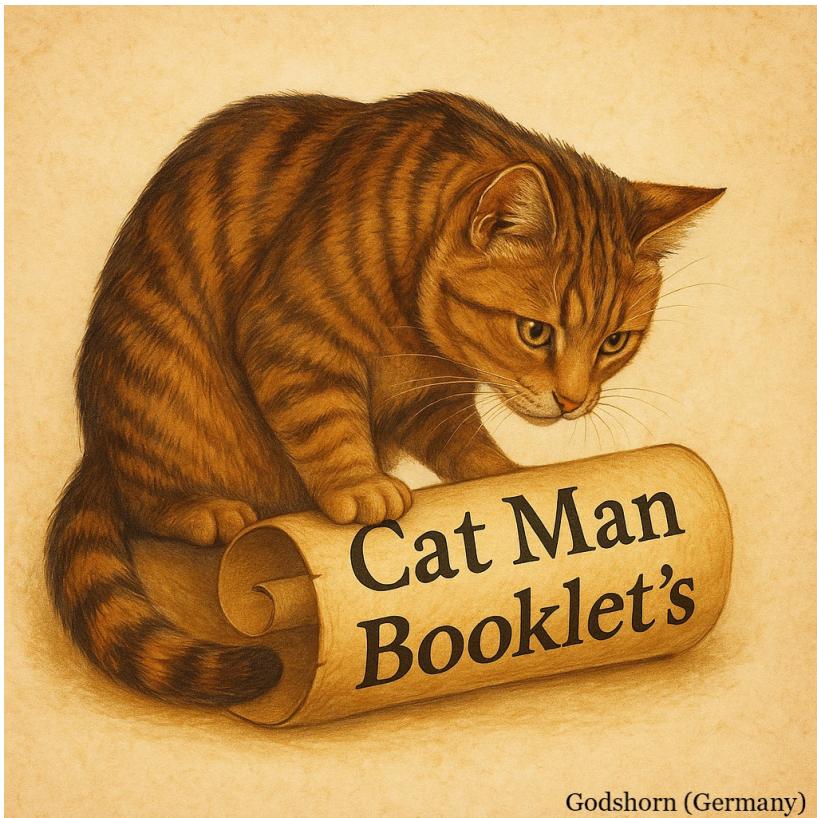


Gedanken einer alten Kätsin



Gedanken einer alten Kätzin

Leise Beobachtungen über ein langes Leben
an der Seite eines Menschen



Godshorn (Germany)



Einführung

Es gibt einen Moment im Leben einer Katze, in dem die Welt nicht mehr nach Geschwindigkeit fragt, sondern nach Aufmerksamkeit. Nach stillen Beobachtungen, nach kleinen Wahrheiten, die man erst versteht, wenn man viele Jahreszeiten gesehen hat. Eine alte Kätsin trägt solche Gedanken in sich wie weiche Steine, die vom Fluss der Zeit glatt geworden sind.

Dieses Booklet sammelt einige dieser inneren Stimmen. Keine großen Geschichten, sondern leise Einsichten – über Nähe und Abstand, über Rituale, über Licht und Schatten, über die Menschen, die uns begleiten, und über die Wärme vertrauter Plätze. Es sind Gedanken, die nicht erklären wollen, sondern teilen. Gedanken, die auf ihre Weise erzählen, wie reich ein ruhigeres Leben sein kann.

Vielleicht erkennt sich darin die eigene Katze wieder.
Vielleicht auch ein Stück des eigenen Herzens.

Denn manchmal ist es gerade die Stille einer alten Kätsin, die uns zeigt, was wirklich bleibt.

Der Morgen, an dem ich langsamer wurde

Ich weiß noch genau, wann ich zum ersten Mal gespürt habe, dass ich älter geworden bin. Es war ein früher, stiller Morgen, an dem alles so vertraut aussah wie immer – und sich doch ein wenig anders anfühlte. Ich stand auf, wie ich es jeden Tag getan hatte, aber meine Beine brauchten einen Atemzug länger, um sich zu sortieren. Kein Schmerz, keine Sorge. Nur ein sanftes, leises „Es ist soweit“.

Früher sprang ich mit einem schnellen Satz auf das Fensterbrett. An diesem Morgen wählte ich den Weg über den Stuhl. Es störte mich nicht. Im Gegenteil – ich blieb einen Moment dort sitzen und bemerkte, wie das Licht über den Boden wanderte. Vielleicht war es schon immer so schön, und ich hatte es nur nicht richtig gesehen.

Als ich schließlich am Fenster saß, merkte ich, dass die Welt nicht weniger geworden war, nur ruhiger. Ich hörte meinen Atem, ein gleichmäßiges, gedämpftes Geräusch, und es fühlte sich gut an. Ein Staubkorn drehte eine kleine Runde im Sonnenstrahl. Ich schaute ihm hinterher, ohne zu wissen warum. Manchmal reicht ein kleiner Tanz in der Luft, um einen ganzen Gedanken zu tragen.

Mein Mensch kam dazu und legte mir die Hand auf den Rücken, sehr sanft, als würde er spüren, dass sich etwas verändert hatte. Ich schnurrte, nicht laut, aber tief. Es war kein Zeichen von jugendlicher Freude mehr, sondern ein ruhiges Einverständnis mit dem Moment.

Ich weiß nicht, wie viele solche Morgen noch kommen. Aber dieser eine hat mir gezeigt, dass langsamer nicht schlechter bedeutet – nur anders.

Mein Fensterplatz und die wandernden Schatten

Mein Fensterplatz war früher nur ein guter Aussichtspunkt. Heute ist er mehr so etwas wie ein eigener kleiner Kosmos. Ich sitze dort jeden Tag, meistens am späten Vormittag, wenn die Sonne ein schräges Licht auf den Boden wirft. Dann beginnen die Schatten ihr stilles Spiel, und ich kann mich kaum sattsehen. Es ist erstaunlich, wie sehr sich ein Raum verändert, nur weil ein Zweig draußen im Wind wackelt.

Der Platz selbst ist unscheinbar: eine alte Decke, ein weiches Kissen, das längst ein paar Fäden verloren hat. Aber für mich ist es der Ort, an dem die Zeit gleichmäßiger läuft. Ich schaue hinaus und sehe immer dieselbe Straße, dieselben Büsche, dieselben Menschen – und trotzdem ist es nie derselbe Tag. Die Welt draußen scheint sich langsam fortzubewegen, fast unmerklich, und ich bewege mich mit.

Manchmal rutschen die Schatten über meine Pfoten, und ich spiele nicht mehr damit wie früher. Ich beobachte sie nur. Es ist ein merkwürdiger Trost, dabei zu sein, ohne ständig eingreifen zu müssen. Vielleicht ist das eine Eigenart des Alters: Man lernt, dass auch das reine Zuschauen seinen Wert hat.

Am schönsten ist es, wenn ein Vogel kurz im Baum landet. Früher hätte ich mich sofort angespannt, bereit zum Sprung. Jetzt hebe ich nur den Kopf und verfolge seine Bewegungen. Ich bewundere, wie leicht er wieder abhebt.

Ein kleines Rascheln, ein Flügelschlag, und er ist weg – und ich bleibe zurück, nicht enttäuscht, sondern zufrieden damit, dass nicht alles für mich bestimmt ist.

Wenn mein Mensch an mir vorbeigeht, streift er manchmal kurz mein Fell. Keine große Geste, nur ein sanfter Gruß. Und ich merke dann, dass dieser Fensterplatz nicht nur ein Platz ist, sondern eine Art ruhiger Treffpunkt zwischen dem, was war, und dem, was noch kommt.



Über die Kunst, Menschen zu lesen

Menschen glauben oft, wir Katzen wären schwer zu verstehen. Dabei ist es eigentlich umgekehrt. Sie verraten mehr, als ihnen bewusst ist. Man muss nur lange genug bei ihnen leben, um ihre kleinen Zeichen zu bemerken.

Ein leises Einatmen, bevor sie sprechen. Ein kurzer Blick zur Seite, wenn etwas sie beschäftigt. Die Art, wie sie eine Tür schließen, wenn sie müde sind. All das erzählt mehr als ihre Worte.

Ich habe viele Jahre gebraucht, um die feinen Unterschiede zu erkennen. Am Anfang dachte ich, jede Stimme klinge gleich freundlich. Heute höre ich sofort, ob mein Mensch wirklich entspannt ist oder nur so tut. Es ist eine stille Kunst, und man lernt sie nicht durch Übung, sondern durch Nähe.

Manchmal sitze ich einfach neben ihm, ohne etwas zu erwarten. Dann spüre ich die Wärme seines Arms, wenn er mich unbewusst berührt, oder das Zögern, wenn er gerade mit etwas ringt, das er nicht laut sagt. In solchen Momenten lehne ich mich gern ein wenig stärker an ihn. Das ist meine Art zu zeigen: Ich habe es bemerkt. Du musst nichts erklären.

Menschen unterschätzen oft, wie aufmerksam wir zuhören. Nicht auf ihre Worte – die sind für uns wie das Blätterrauschen draußen – sondern auf das, was zwischen den Worten liegt. Wenn mein Mensch heimkommt und etwas in seinem Schritt anders ist, weiß ich es sofort. Ein schwerer Tag riecht anders als ein leichter. Er bewegt sich anders. Sogar seine Stille klingt anders.

Ich habe im Laufe der Zeit gelernt, dass es nicht darum geht, große Gesten zu machen. Es reicht, da zu sein. Die Kunst, Menschen zu lesen, bedeutet nicht, sie zu durchschauen. Es bedeutet, sie zu begleiten, ohne sich aufzudrängen. Und manchmal genügt ein kurzer Blick zwischen uns beiden, um zu wissen, dass das schon mehr ist, als viele Worte sagen könnten.

Die Erinnerung an einen Freund, der weiterzog

Es gibt Begegnungen, die bleiben einem im Fell hängen, selbst wenn viele Jahre vergangen sind. Mein Freund war so jemand. Er kam eines Tages einfach mit in unser Zuhause, als wäre es das Natürliche auf der Welt. Ein junger Kater damals, voller Ecken und Kanten, ein bisschen zu laut, ein bisschen zu neugierig – und genau deshalb mochte ich ihn vom ersten Moment an. Er brachte eine Unruhe mit, die meinem ruhigen Wesen überraschend guttat.

Wir verbrachten lange Nachmittage am selben Fenster, ohne viel miteinander zu tun. Er war nie jemand, der stillsitzen wollte, aber manchmal setzte er sich neben mich, legte den Schwanz ordentlich um die Pfoten und tat so, als wäre Gelassenheit seine Erfindung. Ich tat so, als würde ich es ihm glauben. Das war unsere Art von Freundschaft: zwei unterschiedliche Temperamente, die ein gemeinsames Schweigen teilten.

Mit der Zeit wurde aus seiner Unruhe ein sanftes Brummen. Man merkte, dass er älter wurde, auch wenn er sich dagegen wehrte. Eines Tages blieb er länger draußen als sonst. Nicht ungewöhnlich für ihn – er liebte es, Spuren zu folgen, die nur er roch. Aber an diesem Abend kam er nicht zurück. Auch nicht am nächsten.

Mein Mensch suchte nach ihm, rief ihn, setzte sich auf die Treppe und wartete. Ich saß daneben, still. Ich wusste, dass er weitergezogen war, nicht aus Kälte oder Vergessen, sondern weil manche Wege nur für eine Katze allein bestimmt sind.

Ich habe ihm nie nachgetragen, dass er ohne Abschied gegangen ist. Er hätte keinen passenden gefunden. Er war nie jemand für große Worte oder feierliche Enden.

Manchmal, wenn der Wind eine bestimmte Richtung nimmt, bilde ich mir ein, ihn zu riechen. Ein Hauch von Abenteuer, gemischt mit etwas, das ich früher nie benennen konnte: Freiheit. Es ist kein schmerzlicher Gedanke. Eher ein freundliches Nicken in die Ferne.

Freunde verschwinden nicht wirklich. Sie verändern nur den Ort, an dem man ihnen begegnet.



Warum Stille nicht leer ist

Es gibt Stunden, in denen das Haus so still ist, dass man meinen könnte, es sei vergessen worden. Früher hätte mich das unruhig gemacht. Heute sitze ich einfach da und lasse die Stille an mir vorbeiziehen. Ich habe gelernt, dass sie nicht leer ist. Sie ist nur leise – und in dieser Stille steckt mehr, als man zuerst bemerkte.

Wenn kein Schritt im Flur klingt und kein Löffel in der Küche bewegt wird, beginnen die kleinen Geräusche ihren Auftritt. Das leise Knacken im Holz. Ein feiner Zug an der Tür, wenn draußen der Wind die Richtung ändert. Das eigene Atmen, das man sonst überhört. All diese Dinge sind nicht neu. Man nimmt sie nur erst wahr, wenn nichts Lautes sie übertönt.

Ich liege dann gerne auf meinem Platz und höre zu. Die Stille ist wie ein Raum, der sich erst öffnet, wenn man ruhig genug wird, um hineinzutreten. Manchmal denke ich, dass wir Katzen sie leichter annehmen als Menschen. Vielleicht weil wir schon immer mehr auf das achten, was nicht sofort auffällt.

In dieser Stille sortieren sich meine Gedanken. Erinnerungen kommen vorbei, ohne sich aufzudrängen. Manche bleiben nur kurz, andere setzen sich zu mir, als wollten sie ein wenig Gesellschaft leisten. Es ist ein freundliches Kommen und Gehen. Nichts drängt, nichts eilt.

Wenn mein Mensch später nach Hause kommt und die Tür ein kleines Geräusch macht, ist das wie ein warmer Punkt, der sich in die Stille hineinsetzt. Dann erhebe ich den Kopf, nicht überrascht, aber erfreut.

Und für einen Moment mischen sich zwei Arten von Ruhe – meine und seine.

Stille ist nicht das Fehlen von etwas. Sie ist ein eigener Zustand. Ein Ort, an dem man das wiederfindet, was im Lärm des Tages verloren geht.

Wie der Frühling mich immer noch wachkitzelt

Der Frühling hat eine eigene Art, mich aus meiner Ruhe zu locken. Nicht mehr so heftig wie früher, als ich bei jedem Vogelruf aufspringen musste, aber doch spürbar. Es beginnt meist mit einem bestimmten Duft, den ich kaum beschreiben kann. Eine Mischung aus Erde, Licht und etwas, das nach Neubeginn riecht. Wenn dieses Aroma durch das gekippte Fenster zieht, hebe ich den Kopf, ohne darüber nachzudenken.

Auch das Licht verändert sich. Es wird klarer, manchmal fast frech. Es legt sich auf mein Fell wie eine freundliche Hand und sagt: „Komm, ein bisschen kannst du noch.“ Dann strecke ich mich, langsam und ausgiebig, und merke, dass meine alten Knochen zwar knacken, aber noch gut mitspielen.

Die Vögel draußen scheinen im Frühling lauter zu werden. Vielleicht sind sie es auch wirklich. Vielleicht bin ich es aber auch, die genauer hinhört. Ich beobachte ihre hastigen Bewegungen, das Aufplustern, das Rufen. Früher hätte ich mir ausgerechnet, wie nah ich ihnen kommen könnte. Heute genieße ich einfach das Schauspiel.

Mein Mensch stellt im Frühling gerne das Fenster etwas weiter auf. Dann zieht ein kühler Hauch herein, der von irgendwoher nach nassem Holz und frischem Gras riecht. Ich schnuppere daran und fühle mich für einen Moment erstaunlich lebendig. Man wird nie zu alt, um sich über einen Duft zu freuen.

Wenn ich mich dann wieder hinlege, bleibt ein Rest von diesem Frühling in mir. Ein kleines, warmes Kitzeln, das sagt, dass die Welt sich weiterdreht – und dass es schön ist, noch ein Teil davon zu sein.



Die kleinen Rituale des Alters

Mit den Jahren sammeln sich Rituale an, ganz von selbst. Früher habe ich ihnen keine Bedeutung beigemessen, doch heute geben sie meinem Tag eine angenehme Struktur. Es beginnt damit, dass ich morgens zuerst meine Pfote strecke, bevor ich überhaupt die Augen öffne. Nicht aus Eitelkeit, sondern um zu prüfen, wie geschmeidig ich gerade bin. Danach rolle ich mich langsam aus meinem Korb, als hätte ich alle Zeit der Welt.

Ich gehe stets denselben Weg durch die Wohnung. Nicht, weil es der kürzeste wäre, sondern weil er vertraut ist. An der Küchentür mache ich kurz Halt, schnuppere in die Luft und entscheide dann, ob ich weitergehe oder noch einen Moment bleibe. Dieses kleine Innehalten ist für mich so selbstverständlich geworden wie das Atmen.

Mein Mittagsschlaf findet immer am selben Platz statt – auf dem breiten Kissen am Fenster. Wenn die Sonne dort steht, wie ich es mag, lege ich mich hin, schließe die Augen und lausche dem Haus. Es gibt Tage, an denen das Licht nicht passt oder der Wind zu stark ist. Dann suche ich mir einen anderen Ort, aber das fühlt sich nie ganz so richtig an.

Auch abends habe ich meine Gewohnheiten. Ich setze mich neben meinen Menschen, nicht um Aufmerksamkeit zu verlangen, sondern um da zu sein. Wenn er die Hand ausstreckt, berühre ich sie kurz mit meiner Stirn. Ein kleines Zeichen, dass alles in Ordnung ist. Danach suche ich mir mein Nachtlager, meistens an denselben zwei, drei Plätzen.

Man sagt, Katzen entscheiden spontan. Das stimmt – aber wir halten auch gern an dem fest, was uns Ruhe schenkt.

Diese Rituale sind nichts Besonderes für die Außenwelt. Doch für mich sind sie wie Anker, die den Tag zusammenhalten. Sie erinnern mich daran, dass Vertrautheit kein Zeichen von Langeweile ist, sondern von Frieden.

Begegnung auf dem Gartenzaun

Es war an einem milden Abend, an dem das Licht schon weich wurde, aber noch nicht ganz verschwunden war. Ich hatte mich hinausgewagt, ein Stück weiter als sonst, und stand schließlich vor dem alten Gartenzaun. Er knarrt ein wenig, wenn man sich auf ihn setzt, als würde er sich beschweren, aber er hält zuverlässig. Ich sprang nicht wie früher, sondern zog mich mit den Vorderpfoten hoch, Schritt für Schritt. Oben angekommen, fühlte es sich an wie ein kleiner Sieg.

Dort traf ich sie. Eine junge Katze, kaum älter als ein Jahr, mit hellen Augen und einem misstrauischen Blick, der sich schnell wieder auflöste. Sie saß schon auf dem Zaun, als hätte sie darauf gewartet, dass jemand wie ich vorbeikommt. Wir sagten einander nichts, wie Katzen das eben tun. Ein kurzer Blick reicht oft aus, um zu entscheiden, ob man bleibt oder geht.
Ich blieb. Sie auch.

Sie roch nach Abenteuer – nach Wiese, nach Staub, nach einem Tag, der viel Bewegung gesehen hatte. Ich hingegen roch wahrscheinlich nach Zuhause und nach Ruhe. Sie schnupperte vorsichtig in meine Richtung, als wolle sie prüfen, ob man älteren Katzen trauen kann. Ich antwortete mit einem langsamen Blinzeln, und das schien zu genügen.

Wir saßen eine Weile so da, Seite an Seite, ohne jede Erwartung. Sie erzählte mir nichts von ihren Wegen, und ich erzählte ihr nichts von meinen. Trotzdem war da ein Verständnis, ein leiser Faden, der zwischen uns gespannt war. Vielleicht war es einfach die gemeinsame Freude an diesem weichen Abendlicht.

Irgendwann hörte sie ein Geräusch, das nur sie erkennen konnte, sprang vom Zaun und verschwand zwischen den Hecken. Nicht hastig, eher leichtfüßig, als trüge sie der Wind. Ich sah ihr nach, bis ihr Schwanz im Grün verschwand.

Ich blieb noch einen Moment sitzen. Der Zaun war plötzlich ein bisschen leerer, aber angenehm warm unter meinen Pfoten. Und während ich zurück ins Haus ging, dachte ich, dass Begegnungen nicht lang dauern müssen, um etwas hinterzulassen. Manche sind wie ein kurzer Gruß an die Welt: flüchtig, freundlich, genau richtig.



Was ein guter Platz bedeutet

Ein guter Platz ist mehr als nur eine Stelle, an der man sich hinlegt. Das habe ich erst mit den Jahren wirklich begriffen. Früher war mir jeder Ort recht, solange er weich war oder ein bisschen warm. Heute suche ich etwas anderes. Ich suche Plätze, die mich halten. Plätze, die mir das Gefühl geben, dass ich dort richtig bin, selbst wenn nichts Besonderes geschieht.

Mein Lieblingsplatz hat sich im Laufe der Zeit verändert. Als junge Katze war es der höchste Punkt im Zimmer. Ich wollte alles sehen, alles im Blick behalten. Jetzt zieht es mich an die ruhigen, unauffälligen Stellen. Dorthin, wo man das Haus atmen hört und die Welt draußen nur ein sanfter Hintergrund ist.

Ein guter Platz hat eine vertraute Temperatur. Nicht zu warm, nicht zu kühl, sondern genau so, wie mein Körper es mag. Manchmal ist es ein Platz im Licht, manchmal im Schatten. Entscheidend ist, ob er sich anfühlt, als würde er mich nicht drängen. Gute Plätze wollen nichts von einem. Sie sind einfach da.

Es gibt auch Plätze, die einen an jemanden erinnern. Der Sessel, in dem mein Mensch abends sitzt. Der Teppich, auf dem wir früher gespielt haben. Die Ecke am Fenster, in der ich meinen alten Freund oft getroffen habe. Wenn ich mich dort hinlege, ist es, als würde die Erinnerung ein Stück mitliegen.

Und dann gibt es die Plätze, die nur für den Augenblick gelten. Ein Sonnenstreifen, der sich für zehn Minuten über den Boden bewegt. Ein Hauch von Frühling, der durch die Tür schlüpft. Orte, die kommen und gehen.

Auch sie sind gute Plätze, wenn man im richtigen Moment dort ist.

Was ein guter Platz bedeutet?

Vielleicht einfach das: ein Ort, an dem man nichts erklären muss. Ein Ort, der sagt: „Bleib, solange es dir guttut.“

Gedanken über die Zeit

Zeit ist ein merkwürdiges Ding. Als junge Katze habe ich sie kaum bemerkt. Ein Tag war ein Tag, voll von Geräuschen, Möglichkeiten und plötzlichen Einfällen. Ich rannte hinein, als gäbe es kein Morgen. Heute fühlt sich Zeit anders an. Nicht kürzer, nicht länger – nur weicher. Sie legt sich um mich wie ein ruhiger Mantel, der mich begleitet, ohne mich zu drängen.

Früher dachte ich, Zeit sei etwas, das man fängt: einen Moment, einen Geruch, eine Bewegung. Heute weiß ich, dass sie sich nicht einfangen lässt. Sie zieht vorbei, egal ob man ihr hinterherläuft oder nicht. Und doch hinterlässt sie Spuren. In unseren Knochen, im Fell, in den Erinnerungen, die wir mit uns tragen wie kleine Kieselsteine.

Ich merke die Zeit am deutlichsten an meinen Pausen. Sie sind länger geworden, bewusster. Wenn ich mich setze, bleibe ich einen Moment still, bevor ich weitermache. Nicht aus Erschöpfung, sondern weil ich gelernt habe, den Zwischenräumen Aufmerksamkeit zu schenken. Die Welt passiert auch dann weiter, wenn ich einfach nur da bin.

Mein Mensch sagt manchmal, ich hätte mich verändert. Ich glaube, er meint es liebevoll. Er streicht mir über den Rücken, ein wenig langsamer als früher, und ich spüre, wie sehr er versucht, die Zeit festzuhalten. Aber das braucht er nicht. Zeit ist kein Feind, nicht für mich. Sie ist eher eine stille Gefährtin, die mich lehrt, was wirklich wichtig ist.

Es gibt Tage, an denen ich zurückblicke und mich frage, wo all die Jahre geblieben sind. Sie sind nicht verschwunden. Sie sitzen in mir, in jeder Narbe, in jedem langen Blick aus dem Fenster, in jedem warmen Abend, den ich auf dem Teppich verbracht habe. Die Zeit nimmt viel, aber sie gibt auch etwas zurück: Klarheit. Ruhe. Ein Wissen, das man früher nicht hatte.

Wenn ich jetzt die Augen schließe und die Geräusche des Hauses höre, denke ich nicht an das, was vorbei ist. Ich denke daran, wie reich jeder einzelne Moment geworden ist. Vielleicht ist das der größte Vorteil des Älterwerdens: Man erkennt, dass die Zeit nicht läuft, um uns davon zu tragen – sondern um uns zu zeigen, was bleibt.



Über das Warten

Warten hat für mich früher wenig bedeutet. Ich war ungeduldig, wollte sofort wissen, was hinter der nächsten Tür passierte oder welcher Geruch sich am Ende des Flurs verbarg. Mit den Jahren hat sich das verändert. Warten ist nicht mehr lästig. Es ist ein Teil meines Tages geworden, ein ruhiger Raum, in dem nichts von mir verlangt wird.

Ich warte auf das Licht am Morgen, das sich langsam über den Boden schiebt. Ich warte auf meinen Menschen, wenn er länger weg ist. Ich warte auf die kleinen Geräusche, die das Haus macht, wenn es zur Ruhe kommt. Dieses Warten fühlt sich nicht wie Stillstand an. Eher wie ein weiches Ein- und Ausatmen.

Geduld kommt nicht über Nacht. Sie wächst mit jedem Tag, an dem man merkt, dass die Welt nicht davonläuft, nur weil man kurz innehält. Wenn ich jetzt am Fenster sitze und die Zeit einfach vorbeiziehen lasse, fühle ich mich nicht zurückgelassen. Ich fühle mich verbunden mit allem, was geschieht, auch wenn es ohne Eile geschieht.

Mein Mensch lächelt manchmal, wenn er sieht, wie gelassen ich geworden bin. Vielleicht, weil er in meinem Warten etwas erkennt, das ihm selbst fehlt. Und wenn er dann endlich zur Tür hereinkommt, ist dieses Warten kein leeres Loch, sondern ein stiller Beweis dafür, dass manche Ankünfte erst durch Geduld schön werden.

Der Klang eines vertrauten Namens

Es ist seltsam, wie unterschiedlich ein Name klingen kann. Mein Mensch ruft ihn oft, aber nicht immer auf dieselbe Weise. Manchmal klingt er hell und leicht, als wolle er mir etwas Lustiges zeigen. Manchmal warm und tief, wenn er froh ist, mich zu sehen. Und manchmal ganz leise, als bräuchte er meine Nähe mehr als sonst.

Ich erkenne meinen Namen nicht an den Buchstaben – sie bedeuten mir nichts. Ich erkenne ihn am Klang, an der Stimmung dahinter. Ich höre, ob ich wirklich gemeint bin oder ob es nur ein gedankenloses Murmeln ist. Ein vertrauter Name ist wie ein kleiner Faden, der zwischen zwei Wesen gespannt ist. Je öfter er benutzt wird, desto haltbarer wird er.

Es gibt Momente, da tue ich so, als hätte ich ihn nicht gehört. Nicht aus Trotz, sondern weil ich spüre, dass mein Mensch einfach nur nach mir schaut, ohne etwas zu wollen. Dann antworte ich mit einem Blinzeln, einem leichten Drehen der Ohren. Und manchmal gehe ich sofort zu ihm, besonders wenn sein Ruf einen zarten Bruch hat – ein Anzeichen dafür, dass etwas Schweres auf seinem Herzen liegt.

Wenn er meinen Namen abends ruft, ganz ruhig und fast schon müde, gehe ich meist zu ihm. Dann lege ich mich neben ihn, weil ich weiß, dass dieser Klang mehr sagt als Worte es könnten. Ein Name kann viel tragen: Sorge, Zuneigung, Freude, Hoffnung. Und ich habe gelernt, all das zu hören.



Nächte, die ein bisschen länger sind

Die Nächte fühlen sich für mich anders an als früher. Als junge Katze war die Dunkelheit ein Versprechen. Ich schlich durch die Räume, prüfte jeden Schatten und lauschte mit gespitzten Ohren. Jetzt sind die Nächte länger geworden, nicht in Stunden, sondern im Gefühl. Sie breiten sich ruhiger aus, weicher, tiefer.

Ich wache öfter auf. Nicht aus Unruhe, sondern weil mein Körper mir kleine Pausen schenkt. Dann liege ich da, spüre den Atem meines Menschen oder die Stille, die sich um uns legt wie ein dünner Schleier. Die Dunkelheit hat nichts Bedrohliches. Sie ist eher ein alter Bekannter, der sich neben mich setzt und sagt: „Wir bleiben ein bisschen wach, ja?“

Manchmal gehe ich leise durch den Flur und höre das Holz knacken, als wollte es mir guten Abend sagen. Ich setze mich an meinen Lieblingsplatz und schaue in die Dunkelheit. Dort draußen bewegt sich kaum etwas, und genau das gefällt mir. Es ist, als würde die Welt eine große Pause machen, und ich darf ein Teil davon sein.

Wenn ich zurück ins Bett steige, lege ich mich dichter an meinen Menschen. Die Nacht ist kein Ort der Einsamkeit. Sie ist ein Raum, in dem Nähe deutlicher wird, weil alles andere schweigt. Und wenn der Morgen schließlich wiederkommt, habe ich das Gefühl, etwas Wertvolles bewahrt zu haben – einen stillen, geheimen Abschnitt der Zeit, der nur uns gehört.

Über das richtige Maß an Nähe

Nähe ist etwas, das man erst mit den Jahren richtig versteht. Früher wollte ich sie oft sofort, unüberlegt, mit einem schnellen Reiben am Bein oder einem aufdringlichen Sprung aufs Sofa. Heute spüre ich genauer, wann sie gut tut – und wann etwas Abstand besser ist.

Ich setze mich gern neben meinen Menschen, aber nicht immer ganz dicht. Ein kleiner Zwischenraum fühlt sich manchmal richtiger an, wie ein offenes Fenster, durch das beide atmen können. Und wenn ich merke, dass er mich wirklich braucht, rücke ich langsam näher, bis meine Schulter seine Hand berührt. Dann sage ich nichts. Nähe hat keine Worte nötig.

Es gibt aber auch Momente, in denen ich einen Schritt zurück mache. Nicht aus Ablehnung, sondern weil Ruhe ein eigenes Geschenk ist. Ich habe gelernt, dass Zuneigung nicht immer darin besteht, aneinander zu kleben. Manchmal besteht sie darin, einander Platz zu lassen.

Das richtige Maß an Nähe ist kein festes Ding. Es ist ein Gefühl, das sich mit jedem Tag verändert. Und vielleicht liegt die wahre Kunst darin, zu merken, wann man herankommt – und wann man einfach nur da ist.



Der Duft eines verregneten Tages

Regen hat einen eigenen Geruch, den ich schon immer mochte. Er ist schwerer als der Duft des Frühlings, aber auch ehrlicher. Wenn der erste Tropfen auf die Fensterbank fällt, öffne ich instinktiv die Nase ein Stück weiter, als wolle ich den Tag von innen her kennenlernen.

Der Regen riecht nach Erde, die aufatmet. Nach Gras, das sich weicher anfühlt, selbst von hier drinnen. Und manchmal auch ein wenig nach dem Metall der Dachrinne, das im Sommer fast vergessen ist. Dieser Geruch macht etwas in mir ruhig, als würde er sagen: Heute musst du nirgendwo hin.

An Regentagen bewege ich mich langsamer. Nicht aus Trägheit, sondern weil die Welt draußen gedämpft ist, wie ein Raum voller Kissen. Auch die Geräusche verändern sich. Schritte klingen anders, leiser, überlegt. Und wenn mein Mensch heimkommt, trägt er einen feinen Hauch von draußen mit hinein – ein Gemisch aus nassem Stoff, Luft und etwas, das ich nur als „Heimkehr“ kenne.

Manchmal lege ich mich ans Fenster und sehe den Tropfen beim Hinunterlaufen zu. Ich werde nie verstehen, warum mich das so beruhigt. Vielleicht, weil der Regen zeigt, dass nicht alles klar und hell sein muss, um schön zu wirken.

Ein verregneter Tag riecht wie eine Pause, und ich nehme sie gern an.

Dinge, die ich nicht mehr jage

Es gibt Dinge, denen ich früher ohne zu zögern hinterhergerannt bin. Ein flatterndes Blatt, das durch den Flur huschte. Ein Lichtreflex, der über die Wand glitt. Ein Schatten, der vielleicht eine Maus sein konnte – oder auch nicht. Heute schaue ich solchen Dingen nur noch hinterher, ohne mich von der Stelle zu bewegen.

Nicht weil ich es nicht mehr könnte. Sondern weil ich es nicht mehr muss.

Die Welt ist voller Bewegungen, aber nicht jede verlangt eine Antwort. Manche dürfen einfach vorbeiziehen, wie Gäste, die man freundlich grüßt, ohne aufzustehen. Ein rollender Ball? Schön, aber ohne mich. Ein zappelndes Schnürsenkelnde? Eine Erinnerung an frühere Zeiten, weiter nichts. Das rote Licht vom Spielzeug meines Menschen? Das sollen jetzt die Jungen jagen.

Was ich noch jage, sind andere Dinge. Ein Sonnenfleck auf dem Teppich, der mich zum Strecken einlädt. Ein vertrauter Geruch, der mir sagt, dass mein Mensch bald kommt. Eine Erinnerung, die kurz vorbeihuscht und mich wärmt. Das sind die Jagden des Alters – leise und unsichtbar, aber nicht weniger erfüllend.

Und wenn doch einmal ein Blatt durch die Tür geweht wird und mir direkt vor die Pfoten fällt, gebe ich ihm vielleicht einen ganz kleinen Stups. Nicht, um es zu fangen. Nur, um sicherzugehen, dass ich es noch kann.



Wenn der Mensch leiser spricht

Es gibt Momente, in denen mein Mensch anders klingt. Seine Stimme wird weicher, gedämpft, als würde er das Gewicht eines langen Tages ablegen wollen. Dann spüre ich sofort, dass etwas in ihm nach Ruhe sucht. Menschen haben eine eigene Art, still zu werden, und sie ist oft lauter, als sie selbst merken.

Wenn er so leise spricht, hebe ich den Kopf und lausche. Nicht auf die Worte, sondern auf das, was darunter liegt. Ein feiner Riss in der Stimme, ein langsamer Atemzug, ein kleines Zögern – all das erzählt mir mehr als ganze Sätze. Manchmal gehe ich dann einfach zu ihm, setze mich neben sein Bein und lehne mich ganz leicht an ihn. Nicht stark, nur genug, damit er weiß: Ich bin da.

Es gibt Abende, an denen er meinen Namen sagt, fast flüsternd. Dann antworte ich nicht mit einem Laut, sondern mit einem Blick. Menschen brauchen manchmal nur das Gefühl, nicht allein zu sein. Und ich habe gelernt, dass es gerade in solchen leisen Momenten wichtig ist, nichts zu übertreiben. Keine großen Gesten, kein lautes Schnurren. Nur Anwesenheit.

Wenn die Stimme meines Menschen wieder fester wird, weiß ich, dass es gewirkt hat. Nicht weil ich etwas Besonderes getan hätte, sondern weil Nähe manchmal schon reicht, um einen Tag zu heilen.

Die Wärme eines alten Lieblingsplatzes

Es gibt Plätze, die sich im Laufe der Jahre verändern, und doch bleiben sie vertraut. Mein Lieblingsplatz ist so einer. Er hat schon viele Formen gehabt: ein Karton, der viel zu klein war; ein Sessel, der irgendwann ersetzt wurde; ein Kissen, das längst ein wenig eingedellt ist. Aber jedes Mal, wenn ich mich dort nieder lasse, fühlt es sich an, als würde der Platz mich wiedererkennen.

Die Wärme ist nie dieselbe, und gerade das mag ich. Manchmal ist es die Sonne, die das Kissen aufheizt. An anderen Tagen ist es die Nähe meines Menschen. Und manchmal ist es nur die Wärme meines eigenen Körpers, die sich langsam in das Gewebe schleicht, als würde sie sagen: „Hier gehöre ich hin.“

Ich habe viele Stunden auf diesem Platz verbracht, in allen Jahreszeiten und Stimmungen. Er hat mich bei hellen Tagen begleitet und bei solchen, an denen ich lieber die Augen schloss und die Welt draußen ließ. Die Wärme dieses Platzes hat nichts Drängendes. Sie erwartet nichts. Sie ist einfach da.

Je älter ich werde, desto mehr bedeutet mir diese Beständigkeit. Es ist ein gutes Gefühl zu wissen, dass es einen Ort gibt, der mich nimmt, wie ich bin – langsam, müde, wachsam oder nachdenklich. Und wenn ich dort liege, spüre ich nicht nur die Wärme des Kissens, sondern auch die vieler Stunden, die ich dort schon verbracht habe.

Ein Lieblingsplatz wird nicht durch seine Form bestimmt, sondern durch die Zeit, die man mit ihm teilt.



Ein Tag, den ich nicht vergessen habe

Es gibt viele Tage, die ineinanderfließen, besonders wenn man älter wird. Doch manche stechen heraus, ohne dass man genau sagen kann, warum. Einer dieser Tage war ein ganz gewöhnlicher Nachmittag, an dem nichts Außergewöhnliches geschah – und vielleicht gerade deshalb blieb er mir im Gedächtnis.

Die Sonne stand freundlich im Zimmer, nicht zu hell, nicht zu schwach. Mein Mensch hatte sich auf den Boden gesetzt, einfach so, ohne Grund. Er legte ein altes Tuch aus, und ich setzte mich darauf, als hätte ich darauf gewartet. Er streichelte mich lange, länger als sonst, ohne Eile, ohne Ablenkung. Jede Bewegung war ruhig und sicher, als wüsste er genau, was ich brauchte.

Ich erinnere mich an seinen Geruch, an die gleichmäßige Wärme seiner Hand, an das leise Atmen, das den Raum füllte. Es war einer dieser seltenen Momente, in denen nichts zwischen uns stand. Keine Ablenkungen, keine Aufgaben, kein Lärm von draußen. Nur er und ich, und eine Stille, die nicht leer war.

Ich weiß noch, wie ich irgendwann meinen Kopf auf seinen Arm gelegt habe. Nicht weil ich müde war, sondern weil es sich richtig anfühlte. Er sagte nichts, und ich brauchte auch keine Worte. Manche Verbindungen zeigen sich nur, wenn man ihnen die Zeit lässt, sich zu entfalten.

Am Abend war alles wieder wie immer. Doch dieser eine Nachmittag blieb in mir, warm und rund, wie ein kleiner Stein, den man gern in der Tasche trägt. Ein Tag ohne besondere Ereignisse – und gerade deshalb unvergesslich.

Was bleibt

Wenn man alt wird, verliert man manches: Schnelligkeit, ungebremste Neugier, das Bedürfnis, jedem Geräusch hinterherzulaufen. Doch gleichzeitig gewinnt man etwas, das man früher nie bemerkt hat. Einen stillen Kern vielleicht. Oder ein Wissen darum, was wirklich zählt.

Was bleibt, sind nicht die vielen Wege, die ich gelaufen bin, oder die Sprünge, die ich einmal mühelos schaffte. Was bleibt, sind die Momente, in denen ich mich gesehen fühlte – von meinem Menschen, vom Licht am Morgen, vom leisen Klang eines vertrauten Raumes. Es sind die kleinen Dinge, die sich wie sanfte Fäden durch die Jahre ziehen.

Ich denke oft an die Wärme meines Lieblingsplatzes, die ruhigen Abende, an denen das Haus und ich im gleichen Rhythmus atmeten. An Begegnungen, die flüchtig waren und doch Spuren hinterließen. Und an all die stillen Augenblicke, in denen ich genau wusste: Das ist mein Leben, und es ist gut so.

Was bleibt, ist eine Form von Frieden. Nicht vollkommen, aber echt. Ein Gefühl, das sagt: Ich war hier. Ich habe geliebt, ich habe beobachtet, ich habe begleitet. Und die Welt hat mir genug Raum gelassen, um ich selbst zu sein.

Vielleicht ist das alles, was man braucht. Nicht mehr, nicht weniger. Nur ein warmes Wissen, das bis zum letzten Tag in mir ruht.



For your notes

For your notes



Cat Man (Booklet's)